

Mehr als ein Lehrer

Erinnerung an Pater Basil Studer OSB

von Hildegard König

Es war auf dem 4. Internationalen Origenes-Kolloquium in Innsbruck 1985, als ich Pater Basil Studer persönlich kennenlernte. Aus seinen Büchern, Aufsätzen und Rezensionen war er mir längst ein Begriff, jetzt saß ich nach getaner Arbeit neben ihm: Die Doktorandin neben dem großen Patristiker und Gelehrten, und ich merkte, als er mich nach meinem Forschungsprojekt fragte, sofort sein Interesse an der Sache. Wie er mit mir über meine Arbeit, die Hoheliedauslegung bei den Kirchenvätern, redete, wie er mir die Schrifthermeneutik der Kirchenväter, insbesondere des Origenes erschloss, wie er jede meiner Äußerungen aufnahm und in einen größeren Zusammenhang brachte, das war für mich Ermunterung und Herausforderung zugleich. Ich war an jenem Abend nicht die unerfahrene Anfängerin, sondern eine junge Nachwuchswissenschaftlerin, deren Arbeit ernstgenommen wurde. Welch ein Anschlag für den vor mir liegenden Weg!

Begegnungen in Rom

Jahre später hatte ich ihm die fertige Dissertation geschickt und ihn um eine kritische Durchsicht vor der Drucklegung gebeten. Zum Gespräch darüber reiste ich erstmals, zusammen mit einer Studienfreundin, im Spätherbst

nach Rom. Sein Urteil war schonungslos: „Als Dissertation eine unmögliche Arbeit, aber eine bemerkenswerte patristische Leistung“. Das saß. Eine Passage der Arbeit bezeichnete er mit solcher Herzlichkeit als „Chabis“, demnach als Kohl oder Unsinn, dass ich nicht wusste, ob ich heulen oder lachen sollte. Ich entschied mich fürs Lachen, auch deshalb, weil er mit seinen Kommentaren und ergänzenden Hinweisen auch die Qualität dieser „unmöglichen Arbeit“ würdigte. Pater Basils impulsive Kritik wollte nicht kränken, nicht klein machen. Wenn seine Impulsivität mit ihm durchging, bat er mit der ihm eigenen Ehrlichkeit um Verzeihung.

In den wenigen Tagen in Rom damals erlebte ich Pater Basil nicht nur als den gelehrten Wissenschaftler, sondern als einen mit allen Sinnen dem Schönen und Guten dieser Welt zugewandten Menschen, als den denkbar besten „Cicerone“, der uns alle Türen öffnete und wusste, wo es gut zu essen und zu trinken gab. Auf unseren Exkursionen zu Katakomben, Kirchen und Kunstwerken war er ein geistreicher Beobachter und Kommentator mit einem liebevollen Interesse an seinen Mitmenschen. Auch in kritischen Bemerkungen zum Erscheinungsbild und Verhalten der Zeitgenossen klang das Verstehenwollen, der Respekt vor dem Andersein der Anderen

mit. Niemals habe ich Pater Basil arrogant oder zynisch erlebt.

In der Folgezeit reifte der Plan zu einem Studienaufenthalt in Rom. Dank Pater Basils Vermittlung war ich in der Nachbarschaft von St. Anselmo auf dem Aventin bei den Kamaldulenserinnen untergekommen. Die räumliche Nähe und der alltägliche Studienbetrieb machten uns einander vertrauter. Ich erlebte ihn als Professor in seinen Vorlesungen im Augustinianum: Wie er vor seinem Auditorium saß, mit sonorem, schweizerisch gefärbten Italienisch las und dabei mit der ihm eigenen Gründlichkeit etwa den *status quaestionis* zum anstehenden Thema entwickelte und seine stupende Kenntnis der Forschungslage ausbreitete. – Er hielt sich selbst nicht für einen großen Redner; ein guter Lehrer war er jedenfalls, und ich verstand ihn wesentlich besser als seinen Kollegen Manlio Simonetti, dessen Tonlage, Redetempo und Bewegungsdrang in der Vorlesung das Kontrastprogramm bot. Für mich waren diese Vorlesungen im Augustinianum ein Glücksfall, erlebte ich dort doch zwei ganz Große meines Faches als Dozenten.

Dass Pater Basil aus benediktinischem Geist heraus lebte, bemerkten alle, die ihn näher kennenlernten. Ganz augenfällig wurde dies freilich im Gottesdienst. Ob als Mönch beim Chorgebet oder als Priester in der Eucharistiefeier – er war mit seiner persönlichen Bescheidenheit und Konzentration in einer Weise präsent, die ganz seinem Glauben und seinem Wissen um das Geheimnis eines verborgenen und uns doch liebevoll zugewandten Gottes entsprachen. Davon zeugten auch seine Predigten: Er redete nicht als Professor und Gelehrter, sondern als Glaubender, der sein großes theologisches Wissen durch die alltäglichen Lebenserfahrungen hindurchbuchstabierte und so seine Gottesdienstgemeinde mit hineinnahm in das eigene Fragen und Suchen. Seine einfachen Worte bewegten Herz und Verstand.

Unsere letzte Begegnung

Viele Jahre standen wir miteinander in Verbindung. Es gab Begegnungen auf Tagungen und Kongressen, Besuche in seinem Heimatkloster Engelberg und viele andere Kontakte. Sie waren immer lehrreich, immer gab es ein patristisches Problem zu diskutieren, und immer erlebte ich ihn zugleich auch als einen warmherzigen und einfühlsamen Menschen, dem Sorgen und Leid Anderer nicht gleichgültig waren.

Im vergangenen Frühjahr hatte ich von Pater Basils Erkrankung erfahren. Deshalb nutzte ich während eines Termins in der Schweiz die Gelegenheit, ihn in Engelberg zu besuchen. Die Krankheit hatte ihn geschwächt, aber Augen und Gesicht zeigten die vertraute geistige Wachheit. Er schenkte mir, wie immer, wenn wir uns trafen, Sonderdrucke seiner aktuellen Aufsätze, die Früchte seiner Forschungen und Studien. Nicht ohne Kommentar, wie immer. Auch diesmal erfuhr ich seine neuesten Fragestellungen, die Forschungslücken, die er ausmachte, und inwiefern sich seine Position von dieser oder jener anderen unterschied. Irgendwann aber wechselten wir das Thema. Er sprach von seiner Krankheit und der bevorstehenden Chemotherapie, von seiner Angst vor unerträglichen Schmerzen und von seiner Befürchtung, zum Pflegefall zu werden und sich mit Haut und Haaren der Obhut und Fürsorge anderer überlassen zu müssen. Der Tod mache ihm keine Angst, sagte er, das Sterben aber schon. Ich sah es ihm an.

Ahnten wir, als wir Abschied nahmen und uns „Auf Wiedersehen“ sagten, dass es, wenn es denn sein wird, eines ist, das jenseits unserer Möglichkeiten liegt? – Eine Ahnung, eine Hoffnung zwischen nicht mehr und noch nicht ... Jetzt aber fehlt er.